
Interpretative Sozialwissenschaft

Hans-Georg Soeffner

1 Verstehen des Verstehens¹

Interpretative Sozialwissenschaft ist Teil der *verstehenden Soziologie*, deren theoretische und methodologische Prämissen sie übernimmt. Das Attribut *interpretativ* betont den methodischen Aspekt der empirisch orientierten, *verstehenden Soziologie* und ist ohne die Einbettung in deren Theoriehintergrund weder legitimiert noch lebensfähig. Wie für jede methodische Konzeption und Methodenausbildung, so bedeutet auch für die interpretative Sozialwissenschaft ein Theorieverzicht Legitimationsverzicht und ein Abgleiten in Beliebigkeit, überspitzt formuliert: Eine theorielose Methodenausbildung ist wie eine Theologie ohne Gott oder eine Gesellschaft ohne Verfassung. Entsprechendes gilt für die Anwendung von Methoden jenseits einer Problemstellung, die empirisch gelöst werden soll und ohne einen Gegenstand, dem die Methoden *angemessen* werden müssen.

Interpretative Sozialwissenschaft als angewandte verstehende Soziologie beruht – wie die Geisteswissenschaften insgesamt – auf einer anthropologischen Basiskonstellation: Wir treten uns selbst, unseren Mitmenschen und unserer Welt immer schon deutend gegenüber. Denn menschliches Verhalten und Handeln – sei es nichtsprachlicher oder sprachlicher Art – ist von und für Menschen interpretierbar, weil es neben vielen anderen Eigenschaften immer die der Zeichenhaftigkeit aufweist. Von der Geste bis zum *signifikanten* Symbol, vom Anzeichen und Symptom bis zum konstruierten und eindeutig definierten, mathematischen Zeichen, vom Körper und Gesichtsausdruck bis zur Kleidung, vom Natureindruck

1 Vor fast dreißig Jahren hielt ich am „Zentrum für Umfragen Methoden und Analysen“ (ZUMA) einen Vortrag, der die bis heute andauernden, unfruchtbaren Auseinandersetzungen zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung theoretisch und methodologisch überwinden sollte (vgl. dazu: Soeffner (1989 [2004])). Dieser Beitrag – hervorgegangen aus der Mittagsvorlesung beim 9. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung – greift die damalige Argumentation wieder auf. Auf deren Internetpräsenz ist der ursprüngliche Vortrag als Videoaufzeichnung unter http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/video/mittagsvorlesung_2013/frei abrufbar.

bis zum menschlichen Produkt ordnen wir uns und unserer Umwelt Zeichenqualitäten zu und konstituieren damit den menschlichen Interpretationshorizont.

Dabei korrespondieren mit den verschiedenen Zeichenarten und ihrer jeweils unterschiedlichen Semantik und Verknüpfungsform auch unterschiedliche Deutungsprozeduren. Menschliche Zeichenkonstitution und Zeichenverwendung resultieren aus der für die Spezies *Mensch* charakteristischen Loslösung des Antriebes von präformierter Motorik und der damit verbundenen Schwächung biologischer Eindeutigkeit (*Instinktsteuerung*) des Verhaltens. Sie prägen die artspezifischen Umgangsformen der Menschen miteinander und gegenüber der *Welt*. Wegen seiner offenen Antriebsstruktur und seiner dazu *passenden* und darauf *antwortenden* Sprache ist der Mensch durch biologische Mehrdeutigkeit charakterisiert (Plessner 1928). Anders ausgedrückt: Die biologische Mehrdeutigkeit des Verhaltens verlangt von uns immer schon und von vornherein die Deutung unserer Mitmenschen und unserer Umgebung. Unser Wahrnehmen, Verhalten und Handeln ist immer vom Deuten begleitet. Darüber hinaus zwingt uns die fehlende Eindeutigkeit menschlichen Verhaltens zur Wahl zwischen verschiedenen Deutungsmöglichkeiten des von uns Wahrgenommenen.

Die strukturelle Verknüpfung menschlichen Agierens, Reagierens und Deutens verklammert ihrerseits Handlungs- und Sinnkonstruktion: Sie verknüpft die Ausrichtung auf Sinn in der Handlung, die unmittelbare, implizit deutende Reaktion des oder der Wahrnehmenden mit der zeitlich verschobenen, aus der Handlungsgegenwart herausgelösten, ex post möglichen Sinn- und damit Handlungsrekonstruktion: mit der expliziten Deutung. Das Interesse oder auch die Interessengegensätze nicht nur der Wissenschaftler, sondern auch der *Alltagsmenschen* orientieren sich vornehmlich an der Deutung der wahrgenommenen Akte – am Deutungsergebnis. Sie übergehen dabei in aller Regel jedoch die – oft nicht bewusst wahrgenommenen und registrierten – Akte der Deutung, mit deren Hilfe das Deutungsergebnis erarbeitet wird. Gerade für die auslegenden, interpretierenden Wissenschaften kommt es – und je empirischer sie vorgehen, umso mehr – darauf an, die Differenz zwischen der Deutung der Akte und anderer *Daten* einerseits und den Akten der Deutung und ihren spezifischen Ausformungen und Arbeitsweisen andererseits herauszuarbeiten, vor allem aber aus dieser Unterscheidung bei der Interpretationsarbeit Konsequenzen zu ziehen. Hier gilt der Grundsatz: Wer über die Akte der Deutung nichts weiß und sich über ihre Prämissen und Ablaufstrukturen keine Rechenschaftspflicht auferlegt, interpretiert – aus der Sicht wissenschaftlicher Überprüfungspflicht – einfältig, das heißt auf der Grundlage impliziter alltäglicher, *undercover* wirksamer Deutungs Routinen und Plausibilitätskriterien. Anders ausgedrückt: Wer Strukturen und Arbeitsweisen alltäglicher Deutung nicht kennt, ist weder imstande, alltägliche – *naïve* – Deutungen zu kontrollieren, noch sie zu widerlegen.

Dass wir immer schon typisierend deuten und uns dabei Wahrnehmungs- und Verstehensroutinen unterwerfen, deren Arbeitsweise und Regeln wir folgen, ohne sie zur Kenntnis zu nehmen, ist immer wieder – beispielhaft – in der Malerei durch das Spiel mit dem

Trompe-l'oeil,² durch die Irritation des Sehens (etwa bei René Magritte oder Max Ernst) oder die Verstörung der Perspektivik (M.C. Escher) thematisiert und ironisiert worden. Harold Garfinkels *Demonstrations- oder Krisenexperimente* (1973, S.189-261, insbesondere S.204ff.) nehmen – im Anschluss an die Phänomenologie Edmund Husserls und Alfred Schütz' – diese Thematik auf und verweisen damit auf den empirisch hermeneutischen Unterbau *verstehender Soziologie*, so wie sie bei Max Weber charakterisiert ist: „Soziologie soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (1972, §1).

Es ist also nicht der „Universalitätsanspruch der Hermeneutik“ (so Habermas 1970a, S.264ff., 1981, S.182ff.) und der damit schon nahezu rituell verbundene Idealismusverdacht ihr gegenüber, sondern vielmehr die Unausweichlichkeit, mit der wir im Alltag zur Deutung und in der Wissenschaft zur theoretischen Erfassung der Deutungsarbeit gezwungen sind (vgl. u. a. Popper 1972, S.186ff. oder Whitehead 1938, S.63ff.), die zu der Einsicht geführt hat, dass zum wissenschaftlichen *Verstehen von etwas* die Beschreibung und das Verstehen des Verstehens selbst gehören.³ Festzuhalten ist demnach, dass jede Form von Forschung – und damit neben bzw. mit den Geisteswissenschaften auch und gerade die Sozialforschung – auf Akten der Deutung basiert (vgl. König 1962, S.109). Insofern ist jede Form von Sozialforschung in einem sehr allgemeinen Sinn *interpretativ*.

Ebenso deutlich ist, dass die unterschiedlichen Produktionen, Arten und Qualitäten sozialwissenschaftlicher Daten nicht nur von Wissenschaftlern selbst auf Verstehen hin organisiert, sondern schon vorweg allgemein *verstehensmäßig* konstituiert sind. Kurz: Sozialforschung basiert auf Akten der Deutung, erarbeitet und bezieht sich auf verstehensmäßig konstituierte Daten und gewinnt ihre Erklärungen durch Dateninterpretation. Aus dieser Perspektive ergibt sich kein Fundament für eine Konfrontation zwischen *quantitativer* und *qualitativer* Sozialforschung.

Setzt man diese allgemeine Reflexionsebene voraus, so unterscheiden sie sich zwar in ihren Methoden, nicht aber in ihren Prämissen und Zielen. Beide beziehen sich auf historisch-soziales menschliches Handeln, auf seine Organisation und Orientierung, auf Dokumente und Produkte des Handelns sowie auf Deutungen von Handlungen in *Texten* etc. Die kontrollierte, das heißt die eigenen Prämissen, Verfahren und Variationskriterien überprüfende Auslegung von Daten, die sich – seien sie zeitlich auch noch so nah an der Gegenwart – prinzipiell auf vergangene Planungen, Ereignisse und Handlungen beziehen, deren Ergebnisse und Dokumente sie sind und die sie repräsentieren – dieser Typus der Auslegung ist keine Spezialität der Soziologie. Es ist vielmehr die allgemeine Form wissenschaftlichen Verstehens. Zu den – von den empirischen Sozialwissenschaften, den *quantitativ* wie den *qualitativ* arbeitenden, oft übersehenen – Konsequenzen aus dieser

2 Vgl. etwa den von Patrik Mauriès (1996) herausgegeben Sammelband „Trompe-l'oeil. Das getäuschte Auge“.

3 Die Herausarbeitung und Akzentuierung dieser Problematik geht zum einen zurück auf den Traditionszusammenhang, der mit den Namen Edmund Husserl, Alfred Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann verbunden ist, zum anderen auf Wilhelm Wundt, William James, George Herbert Mead und Charles Sanders Peirce.

Tatsache gehört, dass auch und gerade der Soziologe strukturell gegenüber der eigenen oder einer fremden Gesellschaft die Haltung des Historikers und des Ethnologen einnehmen muss.

Vor diesem theoretischen Hintergrund ist noch einmal zu betonen, dass alltägliches Handeln und Deuten einerseits und wissenschaftliches Interpretieren andererseits zwar auf prinzipiell unterschiedene „Sinnbezirke“ (vgl. Schütz 1972, S.3ff. und Schütz & Luckmann 1979, S.42ff.) bezogen sind und sowohl aus einer unterschiedlichen Haltung als auch aus einem unterschiedlichen Erkenntnisstil (Schütz & Luckmann 1979, S.51ff.) hervorgehen, dass sie aber dennoch auf einem gemeinsamen Repertoire aus Erfahrungen, Fertigkeiten und Verfahren aufbauen. Dabei sind die wissenschaftlichen Verstehensleistungen weitgehend ähnlich strukturiert wie die alltäglichen, aus denen sie herrühren und deren Verfahren und Kriterien sie oft eher unbewusst oder implizit als bewusst und kontrolliert ausleihen.

Diese alltäglichen menschlichen Verstehensleistungen und -fertigkeiten werden von der frühesten Kindheit an intersubjektiv entfaltet. Das heißt, Deuten und Verstehen sind zugleich genetisch angelegt und in ihrer konkreten Ausformung sozial vermittelte Fertigkeiten. Sie sind offenbar ziemlich kompliziert aufgebaut und geschichtet, haben eine Phylogenese, eine Stammes-, Sozial- und Kulturgeschichte, und sie aktualisieren sich in einer historischen – genauer: in einer in ein soziohistorisches Apriori eingebetteten – Ontogenese.

Konkret bedeutet dies: Unsere Bewusstseins- und Verstehensleistungen sind immer schon vorstrukturiert durch Erinnerungen, also durch vortypisierte Wahrnehmungen und ebenso durch vortypisierte Zukunftserwartungen, Hoffnungen, Ängste und Planungen (vgl. Bergson 1982, insbesondere S.54ff.). Eine unverstellte, rein präsentische Wahrnehmung gibt es für Menschen nicht: „Wenn wir eine Darstellung uninterpretierter Erfahrung wünschen, müssen wir einen Stein nach seiner Autobiographie fragen“ (Whitehead 2001, S.52). Bevor wir menschliches Handeln wissenschaftlich beschreiben, deutend verstehen und erklären können, müssen wir uns dementsprechend jenen *vorbewussten* Prozessen zuwenden, die jeder analytischen Vernunft vorausliegen und sie beeinflussen können.

Diese vorwissenschaftlichen Verstehensleistungen und -fertigkeiten sowie ihre Entstehungsbedingungen und Funktionsweisen werden normalerweise nicht als wissenschaftliches Problem thematisiert. Sie werden *routiniert* und selbstverständlich im Alltag praktiziert und selten bewusst reflektiert, da sie vom Deutungsproblem und vom Deutungsgegenstand absorbiert werden. Dennoch strukturieren sie handlungsleitende Bewusstseinsleistungen. Aber der im Alltag vorherrschende Handlungsdruck und die „hellwache“ (vgl. Schütz 1972, S.8) handlungsorientierte Bewusstseinsspannung verhindern, dass die Verstehensleistungen selbst – als Fertigkeiten und Instrumente – Gegenstand des Bewusstseins werden.

Die Resultate des impliziten wissenschaftlichen und des vorwissenschaftlichen Verstehens weisen eine Reihe von Ähnlichkeiten auf: Beide münden in der Artikulation von Erklärungen für etwas, wobei diese Erklärungen zumeist auf Plausibilitätsstandards beruhen. Diese leiten sich ihrerseits aus den nicht oder nicht mehr gewussten Routinen des Typisierens, Verknüpfens von Standarderfahrungen und Prozessen des *Deutens-wie immer* ab. Ähnlich oder gleich ist, dass es sich bei diesen Erklärungen um typisierte und klassifizierte Beobachtungen, Abzählungen und Relationierungen von schon sinnhaft konstituierten Daten, auch von *Alltagsdaten* handelt. Der alltägliche *Common Sense* setzt

diese Art von Erklärung meist umstandslos in einen konkreten Kontext. Insofern sind das Erklären – und mit ihm die „Konstruktionen erster Ordnung“⁴ – im Alltag grundsätzlich von pragmatischem Interesse geleitet und nebenher von allen möglichen Kosmologien, Mythologien und Deutungsmustern überlagert und überformt.

Die wissenschaftlichen Erklärungen – „die Konstruktionen zweiter Ordnung“ – sind vermutlich der Grundstruktur nach den Alltagserklärungen analog, aber formalisiert und institutionalisiert. Gegenüber den vorgängigen Deutungs- und Verstehensakten verhalten sich beide Erklärungstypen – der alltägliche wie der wissenschaftliche – im Großen und Ganzen gleich unreflektiert. Zwar beschäftigen sich insbesondere Sozialwissenschaftler gern und immer wieder mit den *Mythen des Alltags*, aber nur selten gehen sie in ihrer praktischen Forschung nüchtern und systematisch daran, die strukturellen Konstitutionsbedingungen dieser Mythen zu untersuchen: die *Common Sense* gesteuerten, unwillkürlichen Typisierungen, Plausibilisierungen, Routinen, Perspektiven, Erwartungs- und Konsenskonstruktionen. Eine systematische Deskription dieser strukturellen Bedingungen (vgl. Schütz & Luckmann 1979) führt zwangsläufig zu Konsequenzen auch in der wissenschaftlichen Arbeit. Sie kann auch dort zu einer Entmythologisierung der Erklärungs-, Plausibilitäts-, Erfahrungs- und Erwartungsroutinen führen.

2 Cartesianische und hermeneutische Wissenschaft

Vor diesem theoretischen Hintergrund wird deutlich, dass die Diskussionen um eine *sozialwissenschaftliche Hermeneutik* – genauer: um die hermeneutischen Grundlagen der Sozialwissenschaften – weder geeignet sind noch eine Grundlage bieten für wissenschaftstheoretische und rhetorische Feldschlachten zwischen den *Quantitativen* und den „Qualitativen“. Im Gegenteil: Bei diesen Diskussionen geht es um das gemeinsame Fundament sozialwissenschaftlicher Auslegungs- und Analyseverfahren. Allerdings – und darüber muss Klarheit bestehen – ist die hermeneutische Argumentation grundsätzlich anticartesianisch. Sie akzeptiert weder deren *formalmethodischen* Subjektivismus (vgl. Descartes 1637) noch die hieraus folgende Aufteilung der Welt und des ihr gegenüberstehenden Erkenntnissubjekts in Außendinge (ausgedehnte Materie, „res extensa“) einerseits und deutende Erkenntnis („res cogitans“) andererseits (Descartes 1641 und 1644) – sowie die daraus abgeleitete Hypothese von der *Mathematisierbarkeit* der Welt und dem daraus wiederum folgenden *Objekt-* und *Objektivitäts-*Begriff.

Hermeneutische Auslegung nimmt vielmehr die Prozesse der – als solcher subjektlosen – Evolution und der durch sie hervorgebrachten Erscheinungen ernst. Sie geht – bezogen auf menschliche Gesellschaften – aus von historisch-gesellschaftlichen Konstruktionen der Wirklichkeit(en). Sie sieht die miteinander agierenden Individuen und deren apriorische Intersubjektivität in der sozial gedeuteten Welt und nicht dieser gegenüber. Sie zielt nicht

4 Zur Unterscheidung „Konstruktionen erster und zweiter Ordnung“ vgl. Schütz (2010, S.329-379).

nur ab auf das Beobachten, Beschreiben, Verstehen und Erklären des Sozialen, sondern zugleich auf das Soziale der artspezifischen, historisch sich verändernden Wahrnehmungs- und Artikulationsmuster und Zwecke des Beobachtens, Beschreibens, Verstehens und Erklärens (vgl. Durkheim 1912, S.557ff.).

Konkrete, deutende, interpretierende und erklärende Individuen – sei es, dass sie aus alltäglicher oder wissenschaftlicher Perspektive agieren – befinden sich immer in einem Kraftfeld von Wechselwirkungen: Individuelle und historische Situation, individuelle Weltsicht und kollektive Weltbilder sowie individuelle und durch Sozialisation erworbene Typisierungsmuster bedingen einander gegenseitig. Die Analyse eben dieser Wechselwirkungen, ihrer Bedingungen ebenso wie ihrer Folgen für soziales Handeln ist die Aufgabe der hermeneutischen Wissenssoziologie: einer sich ihrer eigenen Historizität bewussten *verstehenden Soziologie*.

Daraus folgt, dass auf den *Pluralismus* der Probleme, Phänomene und der gesellschaftlichen Strukturen zunächst ein offener Pluralismus der bereits existierenden, vor allem aber auch der noch zu findenden Theorieentwürfe und Methoden antworten muss. Sie alle haben sich ihrerseits analytisch gegenüber jenen gesellschaftlichen Konstruktionen zu bewähren, die beanspruchen, unsere Wirklichkeit zu sein. Als Bewährungsmaßstab gilt – im Anschluss an Husserl – „Wer mehr sieht, hat mehr Recht.“

Dies bezieht sich sowohl auf das deutende Verstehen und die Analyse historischer Semantiken sowie der in sie eingelagerten Typiken, *Diskurse* (Michel Foucault), Denkformen, Denkverbote und Weltbilder als auch auf die Reflexion über die *Standortgebundenheit* (Karl Mannheim) der jeweiligen Interpreten. Die Verknüpfung der Husserlschen Maxime mit der Verpflichtung, durch die Umsetzung des Falsifikationsgebotes wissenschaftliche Interpretationen intersubjektiv nachvollziehbar zu machen, begegnet der größten Gefahr empirischer Sozialforschung: der gewohnheitsmäßigen, mechanischen, phänomen- und problemunabhängigen Anwendung von Theorien und Methoden – dem Sieg einer Datenerhebungs-, Methoden- und Deutungsmaschinerie über die gesellschaftliche Wirklichkeit.

Die Hauptkampflinie verläuft somit nicht zwischen den *Quantitativen* und den *Qualitativen*, sondern zwischen Quantitativen und Qualitativen, die einen *cartesischen* Wissenschaftsbegriff beibehalten, einerseits und denjenigen Quantitativen und Qualitativen, die einer sich fortentwickelnden, hermeneutischen Wissenschaft verpflichtet sind, andererseits. Mit anderen Worten: Es geht nicht um das *Quantitative* oder das *Qualitative* an sich, sondern um die jeweilige wissenschaftstheoretische Verankerung des quantitativen oder qualitativen Denkens.

Das Beschreiben und auslegende Verstehen sozialer Orientierung, sozialen Handelns, sozialer Handlungsprodukte und des jeweiligen historischen, *subjektiven* oder *kollektiven* Selbstverständnisses menschlicher Individuen, Gruppen oder Gesellschaften ist also grundsätzlich verbunden mit der Auffindung, Beschreibung und Auslegung der *Praktiken*, *Regeln*, *Muster*, derer wir uns bedienen, wenn wir uns orientieren, vergewissern, artikulieren, verständigen – wenn wir handeln, produzieren und interpretieren. Neben dem, worüber wir uns verständigen, woraufhin wir handeln, was wir erklären und verstehen, werden so die Verständigungsprozesse, die impliziten Regeln der Konsenskonstitution und -herstellung, die gestischen, bildhaften und sprachlichen Artikulationsinstrumente,

ihr historisch sich wandelnder Verwendungs- und Bedeutungszusammenhang und das historisch jeweils als gesichert geltende Regel- und Wissenssystem notwendig in die Untersuchung des Sozialen mit einbezogen.

Dieser Untersuchungsbereich beginnt bei der Auffindung und Deskription der impliziten Verlaufsregeln (*Sequenzierungen*), der Orientierungs-, Akzeptanz- bzw. Plausibilisierungsprozeduren im Handeln (und Sprechen) (vgl. etwa Günthner & Knoblauch 1994; Luckmann 1986, 2002). Er setzt sich fort in der Aufarbeitung der historischen Semantik des Bild- und Sprachmaterials, der Analyse der „kommunikativen Gattungen“ (Darstellungspraktiken und Muster von und für Wirklichkeit[en] und Vergangenheitsrekonstruktionen), der Handlungsroutrinen und *Interaktionsrituale* über die jeweiligen historischen Identitätsformationen und Mentalitätsstrukturen bis hin zu den konkreten historischen Vergesellschaftungsformen und ihren jeweiligen *Kosmologien*, ihren Welt-, Wirklichkeits- und Selbstdeutungen.

Voraussetzung dafür, dass etwas zum *Datum* sozialwissenschaftlicher Analyse werden kann, ist, dass es als *Dokument* einer Handlung oder Lebensäußerung *diskursiv* vorliegt, das heißt, dass es fixiert ist, immer wieder und in gleicher *Gestalt* von beliebigen Interpreten gedeutet werden kann, und dass schließlich aufgrund dieser dokumentarischen Diskursivität des Interpretationsgegenstandes die Interpretation sowie deren Methoden ihrerseits kontrolliert, verifiziert oder falsifiziert werden können.

Mit der wissenschaftlichen Fabrikation der Diskursivität – der Verschriftung von Beobachtungen, Memos und Protokollen, der Transkription von Interviews und der Speicherung audiovisueller Aufzeichnungen – lösen sich die Daten aus den sich in eigener Dynamik weiterbewegenden Prozessen des gelebten Lebens. Die wissenschaftliche Interpretation beginnt – *wie der Flug der Eule der Minerva – im Grau der Dämmerung* (Hegel 1974 [1820]), wenn das Tageslicht der lebendigen Wirklichkeit sich verabschiedet hat. Prosaisch gesprochen: Wir interpretieren – unausweichlich *ex post* – Ausschnitte, eben das, was wir bei unserer *Datenkonstruktion* aus dem gesellschaftlichen Leben herausgeschnitten haben. Historisch empirische Geistes- und Sozialwissenschaft basiert somit notwendig auf Fallanalysen *ex post*.

Dass es sich dennoch eingebürgert hat, von *natürlichen Daten* zu sprechen, ändert an dieser Grundstruktur nichts. Es verweist lediglich darauf, dass unabhängig von *künstlichen Erhebungsdesigns* produzierte und dokumentierte, lebensweltliche Ereignisse und Äußerungen (hierzu zählen alle menschlichen Lebensäußerungen und Produktionen) systematisch von solchen Daten unterschieden werden müssen, die sich einem vorgegebenen, methodisch kontrollierten Arrangement verdanken. Trotz dieser notwendigen Unterscheidung darf nicht übersehen werden, dass die Entscheidung, bestimmte, *natürlich dokumentierte* Daten auszuwählen und zu interpretieren, wenig mit *Natürlichkeit* zu tun hat. Folgerichtig muss die Selektionsentscheidung ebenfalls Teil der Interpretation sein: Zu den Standards wissenschaftlicher Arbeit gehört grundsätzlich sowohl die systematische Kontrolle des eigenen Vorgehens als auch die Kontrolle der angewandten Standards selbst.

Nicht nur die quantitativen, sondern auch die qualitativen Verfahren der Datenerhebung formen – graduell unterschiedlich stark – die durch sie produzierten Daten. Die Chancen der Kontrolle dieser Überformung schwinden dabei in dem gleichen Maße, in dem Sozial-

wissenschaftler – sei es als teilnehmende Beobachter oder als Interviewer in einem *offenen Interview* – der Illusion verfallen, dass *Nähe zum Feld* oder abnehmende Standardisierung des Erhebungsverfahrens von sich aus so etwas wie *natürliche* Daten produzierten: Auch das *offene* Interview bleibt ein arrangiertes Interview, eine spezielle Technik, die eine besondere Interaktionssituation schafft. Ebenso konzentriert sich der teilnehmende Beobachter auf die Beobachtung, nicht auf die eigene Teilnahme am Interaktionsgeschehen: Er handelt nicht in demselben Sinne, wie die von ihm Beobachteten dies tun.⁵

Wo also liegen die tatsächlichen Unterschiede zwischen standardisierten und nicht-standardisierten Verfahren? – Zunächst und wesentlich darin, dass bei ersteren die Standards *künstlich* erarbeitet und die auf ihnen basierenden Daten sowie deren Auswertung in überprüfbare Relationen zu diesen Standards gebracht werden. Die nicht-standardisierten Verfahren dagegen beziehen sich auf natürliche Standards und Routinen der Kommunikation, die zunächst einmal gewusst und in ihrer Funktionsweise bekannt sein müssen, bevor die auf ihnen basierenden Daten kontrolliert interpretiert werden können.⁶

Schon auf dieser ersten Ebene scheitert eine ganze Anzahl derjenigen qualitativen Untersuchungen, deren zweifelhafte Qualität entweder in naivem Intuitionismus und in Empathie sowie in der unkontrollierten Anwendung alltäglicher Deutungsrouinen und Plausibilitätsmaximen besteht oder aber auf der mehr als problematischen Übertragung geborgter und nicht fallspezifisch angewandter Interpretationsmuster und Vorwegdeutungen beruht. Beide Verfahrensweisen sind Versuche, sich an den Problemen der impliziten *Standards* alltäglicher Interaktion vorbeizumogeln.

Sowohl die sich manchmal einer sozialwissenschaftlichen Metaphysik annähernden Netzwerktheorien als auch system- oder diskurstheoretische Vorwegterminologien, psychoanalytische Deutungsraister oder die Basisannahmen einer Theorie der *rationalen Wahl* (rational choice) sind in Gefahr, sich – scheinbar theoretisch begründet – die gesellschaftlichen Wirklichkeiten so zurechtzulegen, wie diese Ansätze sie gern hätten. Dabei könnte es deren Anhängern ähnlich ergehen wie Bertolt Brechts Lehrer: „Mein Lehrer ist ein enttäuschter Mann. Die Dinge, an denen er Anteil nahm, sind nicht so gegangen, wie er es sich vorgestellt hatte. Jetzt beschuldigt er nicht seine Vorstellungen, sondern die Dinge, die anders gegangen sind“ (1967, S.67).

Auf der Grundlage der soeben genannten Unterscheidung zwischen standardisierten und nicht-standardisierten Verfahren lassen sich nun einige andere Differenzen nennen: Der Befragung und gesteuerten Datendarstellung im standardisierten Verfahren steht die

5 Der sogenannte Aktionsforscher bildet dabei keine Ausnahme. Bei seinem Bemühen, sich *quasi natürlich* im *Feld* zu bewegen und *mitzuhandeln*, geht ihm das, was er an Handlungskapazität aufbringt, an Beobachtungs-, Kontroll- und Interpretationskapazität verloren, sofern er sich nicht *ex post* als *ein anderer* mit den von und mit ihm produzierten Daten auseinandersetzt.

6 Für eine solche kontrollierte Interpretation stehen u. a. mit unterschiedlichen Zielen und Schwerpunkten: die Methodologie der objektiven Hermeneutik; die ethnomethodologischen Forschungsansätze; die Erhebungs- und Auswertungstechnik des narrativen Interviews; die Grounded-Theory-Methodologie; die Gattungsanalyse und die wissenssoziologische Hermeneutik.

Selbstdarstellung der Informanten im nicht-standardisierten Verfahren gegenüber; der Strukturierung der Befragungs- und Beobachtungsanlage die Interaktions-, Darstellungs- und Redestrukturierung durch *alltägliche Routinen*. Bei standardisierten Verfahren sind Themenfestlegung und -eingrenzung durch das Untersuchungsdesign, bei nicht-standardisierten durch situative, interaktionsstrukturelle und biografische Faktoren gegeben – und zu berücksichtigen. Andererseits erzielen standardisierte Verfahren eine Themenweiterung durch Fragevielfalt und Kontrollfragen, während die nicht-standardisierten dieses Ziel durch die Motivierung assoziativer Offenheit oder durch das Animieren von Erzählungen und die Eigendynamik der kommunikativen Gattungen erreichen. Kurz: Beide Verfahrenstypen basieren prinzipiell auf der kontrollierten Erhebung und Interpretation von Daten.

Unterschiedlich ist jedoch ihre Kontrollbasis. Die erste beruht auf der kontrollierten Erarbeitung und Relationierung *künstlicher* Erhebungs- und Auswertungsverfahren. Die zweite basiert auf dem zuvor herzustellenden Wissen über die Verfahren *alltäglicher, relativ natürlicher*⁷ Interaktions-, Darstellungs-, Rede- und Deutungsstrukturierung und auf deren kontrolliertem Einsatz in der Interpretation. Die Schwäche des zweiten Verfahrens besteht darin, dass der Wissenschaftler sich – was die Bekanntheit jener vorgängigen Alltagsroutinen angeht – auf Neuland bewegt und sich in noch unbekanntes Gebiet vorarbeiten muss, während er interpretiert; die des ersten, dass sich die ihm verpflichteten Wissenschaftler in ihrer überwiegenden Mehrzahl keine Rechenschaft darüber ablegen, wie sehr ihre Erhebungs- und Messinstrumente auf Alltagswissen und -routinen beruhen, die sie zwar formalisiert, aber als solche nicht erkannt haben und daher auch nicht kontrollieren können.

Wie schon gesagt: Alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Erscheinungen der sozialen Welt sind – soweit sie dokumentiert bzw. dokumentierbar (*diskursiv*, s. o.) sind – potenziell sozialwissenschaftliche Daten. Das Dokumentieren bleibt jedoch prinzipiell ebenso hinter der Vielzahl der Erscheinungen zurück wie das Interpretieren hinter der Vielzahl der Dokumente und der möglichen Interpretationsgegenstände. Schon daraus folgt, dass sozialwissenschaftliche Auslegung notwendig exemplarisch arbeitet. Sie ist per se Fallanalyse und zielt auf das Typische, Verallgemeinerungsfähige von historischen *Einzel-Erscheinungen*⁸, das heißt, sie kann Intersubjektivität und Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse niemals dadurch erreichen, dass sie alles in *Daten* umwandelt und bearbeitet. Daraus wiederum folgt, dass die Qualität ihrer Aussagen und Interpretationen prinzipiell nicht von der Quantität ihrer Daten, wohl aber von der Intention, der Fragerichtung, den Prinzipien und Verfahren der Sinnzumessung durch den Wissenschaftler abhängt. Denn dieser wiederum präformiert – mit prinzipiell offenem Fragehorizont – was und *wie viel* an Daten er für die Interpretation einer *Einzelerscheinung* für erforderlich hält.

7 Der Ausdruck „relativ natürlich“ wird hier in Analogie zu Schelers (1926, S.58ff.) Ausdruck der „relativ-natürlichen Weltanschauung“ verwendet.

8 Wobei der Interpret oder die Auslegenden entscheiden, wo die *Grenze* der Einzelerscheinung liegt, das heißt, wo diese in eine andere Erscheinung übergeht. Zur allgemeinen Problematik der Konstitution und/oder Beschreibbarkeit von *Geschichte* vgl. auch Koselleck (1972).

Sozialwissenschaftliche Auslegung ist jeweils exemplarische Arbeit am Fall. Sie vollzieht sich auf zwei Ebenen: 1. im Aufsuchen, Erproben und Absichern ihrer Interpretationsregeln und ihrer Verfahren; 2. in der Rekonstruktion einer Fallstruktur in der sie Bedingungen und Konstitutionsregeln sozialer Erscheinungen und Gebilde in ihrer Besonderheit, konkreten Wirksamkeit und Veränderbarkeit sichtbar macht. Dabei sollen einerseits der Fall in seiner Spezifik und die Bedingungen seiner Individuierung sichtbar werden. Andererseits sollen seine Typik und Vergleichbarkeit aus der Analyse der Formen und Strukturen sozialer Typenbildung und -veränderung entwickelt und *erklärt* werden.

Die Interpretation des Falles erhebt Anspruch auf Objektivität in zwei Richtungen:

1. im Hinblick auf die Überprüfbarkeit, das heißt Offenlegung der Auslegungsverfahren und des in sie eingehenden Vorwissens sowie – damit verbunden – auf die Überprüfungspflicht, die der Interpret sich und anderen wissenschaftlichen Interpreten auferlegt;
2. im Hinblick auf Richtung und Ziel des Verfahrens: auf die Analyse des sozial „objektiv“ Wirksamen, auf gesellschaftliche Institutionen sowie deren historisch objektivierten Sinn als Handlungs determinanten⁹ und auf die „objektivierte“, intersubjektiv fundierte Sinnstruktur sozialen Handelns.¹⁰

Ziel der Analyse ist die Rekonstruktion eines *objektiven* Typus sozialen Handelns (Weber) in konkreten, fallspezifischen Ausprägungen. Dieser *objektive* Typus ist „Idealtypus“, weil er mit dem Zwecke konstruiert wird, einerseits gegenüber der Empirie insofern systematisch unrecht zu haben, als er das Besondere im Einzelfall nur unzulänglich wiedergibt, andererseits aber gerade dadurch dem Einzelfall zu seinem Recht zu verhelfen, dass das historisch Besondere vor dem Hintergrund einer Typenkonstruktion mit struktureller Allgemeinheit sichtbar abgehoben wird.

Die Rekonstruktion eines objektiven Typus gesellschaftlichen Handelns baut sich auf von – jeweils extensiven – Einzelfallanalysen über Fallvergleich, Deskription und Rekonstruktion fallübergreifender Muster bis hin zur Deskription und Rekonstruktion fallübergreifender und zugleich fallgenerierender Strukturen. Der so rekonstruierte Typus enthält und veranschaulicht die strukturelle Differenz von evolutionär und historisch sich verändernden Strukturformationen einerseits und ihren konkreten, historisch kulturspezifischen Ausdifferenzierungen andererseits. Die Einzelfallanalysen dienen so der schrittweisen Entdeckung allgemeiner Strukturen sozialen Handelns, während der Einzelfall selbst als historisch-konkrete Antwort auf eine konkret-historische Situation und Strukturformation interpretiert wird. Mit den Einzelercheinungen wird die Strukturentwicklung und mit den Einzelfallanalysen die Theorieentwicklung historisch fortgeschrieben.

9 Hier: *historisch objektivierter Sinn von Handlungs determinanten* im Gegensatz zu – von *außen* vermutetem – *subjektiven* Handlungssinn einzelner Handelnder.

10 *Objektivierte Sinnstruktur des Handelns* im Gegensatz zum subjektiv intendierten Sinn der Handlung eines einzelnen Handelnden, den hypothetisch zu erschließen, dennoch Aufgabe des Interpreten sein muss, weil sich nur so die objektive Wirksamkeit *sozialer Tatsachen* empirisch, das heißt im Handeln einzelner als den Repräsentanten ihrer Gesellschaft, nachweisen lässt.

Qualitative Forschung

Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner

Methodentreffen

Mey, G.; Mruck, K. (Hrsg.)

2014, VIII, 335 S. 6 Abb., 2 Abb. in Farbe., Hardcover

ISBN: 978-3-658-05537-0